Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 15 (1907)

Heft: 11

Artikel: Feuilleton : Sechzehn Tage im Lindenhof [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-546221

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

drückende Bann wieder in allgemeine Heiterkeit. Fröhlich versammelten sich die Samariter im Hotel Central, wo ihnen die Freude zuteil wurde, die sehr günstige Kritik des um den Verein so hochverdienten Leiters, Herr Dr. Schibler, entgegenzunehmen.

E. H.

Feuilleton.

Sechzehn Tage im Lindenhof.

Von einer gewesenen Patientin.

(Schluß.)

Wie lange mein Schlaf dauert, weiß ich nicht. Nach langer Zeit höre ich endlich wieder den ersten Ton. Wie aus weiter Ferne suchen die Schallwellen durch mein Ohr hindurch ins Gehirn zu dringen, um mich aufzurütteln. Ich sträube mich dagegen und will nicht aus meiner behaglichen Nacht erweckt sein. Da kommen die Töne wieder, deutlicher als vorher, und ich unterscheide einen Namen. Gilt das mir, bin ich wirklich etwas, das einen Namen hat? Ich mache den schwachen Versuch, darüber nachzudenken, aber es will nicht gehen. Immer wieder sinke ich in die dunkle Welle zurück, die mich aus dem Nichts ins bewußte Leben hineinschleudern möchte, um mich wieder neckend zurückzureißen. Willenlos werde ich so hin- und hergetrieben. Meine ganze Energie, mit welcher ich sonst recht nachdrücklich meinen Willen zu bekunden pflege, scheint gelähmt zu sein. Oder hat sie sich auf einen einzigen Punkt konzentriert, um hier eine elektrische Entladung zu bewirken? Es muß etwas daran sein, denn plötzlich komme ich mir vor, wie der Vesuv, im Stadium seiner Eruption. Das drängt und stößt in meinem Magen und schleudert mit aller Macht seinen schwarzen Zorn aus.

Und wieder kommt die dunkle Welle und reißt mich zurück. Und wieder kommt aus weiter Ferne ein Rufen: „Wachen Sie doch auf.“ Ich besinne mich, ob das mich angeht, ob ich denn schlafe.

„Machen Sie einmal die Augen auf!“ Jemand sagt es, wie mir scheint, nun dicht neben mir. Und endlich erwacht in mir dasjenige Gefühl, das mich im normalen Leben am stärksten beherrscht: meine Oppositionslust. Mühsam setze ich meine Gedanken in Worte um und stoße sie mit geschlossenen Augen heraus: „Ich kann nicht.“

Dann wieder, aus weiter Ferne — die dunkle Welle hat mich nochmals weit weg getrieben vom Ufer des Bewußtseins — dringt eine freudige Botschaft durch die Luft: „Sie sind ja glücklich operiert!“ Die Welle treibt wieder mit mir landwärts, und ich taste nach einer rettenden Hand, die mich aus meiner Finsternis ins Licht hinüberziehen könnte. Und wieder höre ich's, diesmal dicht neben mir, das freudige: „Sie sind ja glücklich operiert!“ Nun bricht sich das zweitstärkste Gefühl durch: mein Skeptizismus, und mit matter Stimme gebe ich ihm Ausdruck: „S'ist nicht wahr!“

Von neuem beginnt das Wellenspiel, und wie ich wieder einmal dem Ufer nahe bin und den Befehl vernehme: „Nun schauen Sie mich aber einmal an!“ Da erwacht mein drittstärkstes Gefühl, mein alter lieber Frohsinn. Weit sperre ich meine Augen auf und glotze abwechselnd die zwei Schwestern an, die zu beiden Seiten meines Bettes stehen, und dann fangen wir alle drei miteinander an zu lachen.

„Ja, ja, Sie sind operiert!“ sagt mir nochmals die eine, und plötzlich ist mir, wie wenn ein Schleier vor mir weggezogen würde, der mir bis jetzt die Gegenwart verhüllt hat. Und hinter mir versinkt im Wellenschaum ein langer, schwerer, dunkler Traum, und ich

stehe auf sicherm Grund. Ein seliges Gefühl durchzuckt mich und mit einem Seufzer der Erleichterung fährt es mir heraus: „Also ich wäre nun glücklich geflickt!“

Dann nicke ich wieder ein, doch nicht mehr zu festem Schlummer, das berauschende Gefühl glücklich überstandener Stunden hindert mich daran. Man läßt mich ruhen, und nochmals ist es mir wie ein Traum, als eine kleine sanfte Schwester meine Hand erfaßt und mir mit leiser Stimme zuflüstert: „Es ist alles glücklich vorbei.“ Da überwältigt mich ein tiefes, unaussprechendes Gefühl der Dankbarkeit, untermischt mit einer trunkenen Wonne, und ich richte mich auf, so gut ich kann, und umschlinge die kleine Schwester mit beiden Armen. Im ersten Moment wird sie wohl erschrocken sein, denn das hat sie sicher nicht erwartet, doch rasch hat sie sich mit der Situation abgefunden und drückt ganz leise meinen Kopf an ihre Brust. So gut geborgen fühle ich mich, wie in meiner schönen Kinderzeit, da ich mich an Mutters Brust hindrückte, um meine jungen Freuden und Leiden ausklingen zu lassen.

Als am Nachmittag die Tür aufgeht und mein Arzt hereinkommt, kommt er mir vor, wie eine Gestalt aus überirdischen Sphären, und beinahe hätte ich das Experiment wiederholt, das ich bei der kleinen Schwester geübt habe. Doch ich werde nicht mehr willenlos vom dunklen Wellenspiel herumgetrieben, und ich begnüge mich, meinem intensiven Dankgefühl auf andere Weise Ausdruck zu geben. Fest presse ich seine Hand, und denke mit klaren Sinnen daran, daß mich diese Hand von jahrelangem schwerem Leiden befreit hat. Und ich segne sie, wie ich meiner Mutter Hand segne, die mich treu durch meine Jugendjahre geleitet hat.

Da liege ich nun, Tag für Tag, in dem freundlichen Zimmer des Lindenhof, und lasse mich pflegen von kundigen Händen, und dabei ein wenig verwöhnen.

Und wenn am Abend meine schlanke Schwester kommt und am Morgen die kleine sanfte, setzen sie sich auf meinen Bettrand zu einem kleinen Plauderweilchen, das währt so lange, bis die Temperatur gemessen ist, und noch ein Weilchen drüber. Und wie ich sie so dasitzen sehe, das Instrument in der Hand, denke ich jedesmal an ein liebes Geschichtchen: Ist da irgendwo eine Millionärstochter. Sie ist schön wie alle, die den obern Zehntausend gehören, denn sie tragen alle schöne Kleider. Auch mein Millionenfräulein. Immer aber, in ihrem zierlichen Rokokoköpfchen ist sie sehr bescheiden, beinahe arm. Aber das Gold und Silber ihrer Ringe und Armbänder, und die großen Federnhüte decken barmherzig die innere Armut zu und überstrahlen sie mit blendendem Glanz.

So kommt sie einmal zu einem Optikus und verlangt einen Fiebermesser. Er legt ihr verschiedene vor, die betrachtet das Fräulein von allen Seiten und fragt schließlich, was das eigentlich sei, die weiße glänzende Flüssigkeit drin. Der Mann schaut sie etwas verblüfft an und sagt nur ein einziges Wort: „Quecksilber!“ Da legt das Töchterchen die Dinger so rasch als möglich bei Seite, rümpfte ihr feines Näschen und wisperte mit hoher Stimme: „Haben Sie nicht welche mit Queckgold?“

Seither, wenn ich dem Millionenfräulein begegne, grüße ich sie immer im Herzen: „Guten Tag Madame Queckgold“.

„Queckgold“ — Sonnengold ist mir lieber, es schimmert dort drüben über die weißen Berge hin, und flimmert in der Luft, und kommt in mein Zimmer und stiehlt sich in mein Herz hinein. Da wird es Frühling in ihm, und jubelt dem Frühling entgegen, der draußen sachte über die Felder streift. Und ich freue mich, ihn zum erstenmal seit langer Zeit wieder mit gesundem Leib begrüßen zu können. Und jedesmal, wenn meine Kinder mich besuchen, lache ich ihnen zu: „Freuet euch, nun geht ein neues Leben an!“

So vergehen die Tage, und der letzte kommt heran, den ich unter der Pflege mir liebgewordener Menschen und in mir liebgewordenen Räumen zubringe. Mit einer leisen Wehmut nehme ich Abschied von dem freundlichen Zimmer, von den Schwestern, die so lieb um mich bemüht waren, von meinem Arzt, dessen geschickte Hand mich zu einem neuen Menschen gemacht hat. Und alle behalte ich in treuem, dankbarem Andenken. Und was mir zuerst als ein Schrecken erschien, wird zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens gehören: Die sechzehn Tage im Lindenhof.

Ihr alle aber, die ihr ein Vorurteil gegen Spitäler hegt, überwindet es und erkennt ihren Segen und sträubt euch nicht länger, so ihr leidend seid, euch vertrauensvoll kundigen Händen zu überlassen, auf daß ihr, neugeboren an Leib und Seele, in eure Familie zurückkehrt und mit freudigem Herzen bekennt: „Wie froh bin ich, daß ich nun glücklich geflickt bin."

Vermischtes.

Wer wird alt? Es ist bekannt, daß die Frauen eine größere mittlere Lebensdauer besitzen als die Männer. Die Frauen treiben eben nicht in gleichem Maß wie die Männer den Alkoholmißbrauch, den täglichen Genuß von Bier und Wein. Es sind aber nicht die Frauen aus den wohlhabenden Kreisen der Bevölkerung, die sich durch Langlebigkeit auszeichnen; diese sind vielmehr in der Regel gute Klientinnen der Aerzte und es ist eine Hauptangelegenheit des Salondoktors, ihr ewig Weh und Ach zu kurieren. Die relativ Gesunden und Langlebigen sind die armen Weiber, die tüchtig arbeiten und nicht übermäßig essen. Die Statistik über diesen Punkt ist freilich äußerst mangelhaft. Aber man kann doch manches aus den Zahlen lesen. In Leipzig werden wöchentlich alle Todesfälle der Stadt in einer Zeitung veröffentlicht, mit Angabe von Namen, Stand, Wohnung und Alter. Aus diesen Sterbelisten zog Dr. Stille für 41 Wochen alle die Fälle aus, wo die Verstorbenen 80 und mehr Jahre alt geworden waren. Hieraus ergab sich: In den 41 Wochen sind in Leipzig gestorben 6666 Personen, darunter über 80 Jahre 213 Personen, und zwar 50 Männer und 163 Frauen, also mehr als dreimal soviel Frauen wie Männer. Sieht man unter Stand und Wohnung nach, so findet sich, daß die alten Frauen fast sämtlich den ärmeren Bevölkerungsklassen angehören. Von den 163 Frauen sind 17 in ein und demselben Hause gestorben, und das ist das Armenhaus! Die älteste unter allen Verstorbenen war eine Kammacherswitwe; sie starb in dem Armenhause im Alter von 96 Jahren und 5 Monaten. Nun ist zu beachten, daß die vielen armen Frauen sicherlich nicht ihr Leben lang in Verhältnissen gelebt haben, die der Gesundheit besonders günstig sein können. Nur in einem bedeutungsvollen Punkte waren diese Verhältnisse günstig für Gesundheit und langes Leben, nämlich darin, daß diese Frauen nie dem Wohlleben fröhnen konnten; sie mußten vielmehr immer sehr mäßig sein im Essen und Trinken und hierin liegt wohl das Bedeutungsvolle und Lehrreiche dieser Statistik. Die Mäßigkeit ist der Schlüssel zum Alter.

Druck und Expedition: Genossenschaftsbuchdruckerei Bern (Neuengasse 34).